

Robert Walser – *Jakob von Gunten*

(1909, estratto)

Genere: narrativa - romanzo

Se si prendesse alla lettera il sottotitolo (*Ein Tagebuch*), allora si dovrebbero considerare le pagine del romanzo come le annotazioni del diario di uno scolaro, Jakob von Gunten, circa la sua permanenza in un convitto. Eppure le storie che il protagonista raccoglie per sproloquiare su quanto avviene nell'Istituto Benjamenta, sulle persone che lo animano (come gli allievi, tra cui lo studente modello Kraus, i professori, il direttore della struttura Herr Benjamenta e sua sorella Lisa) nonché sul tipo di insegnamento impartito sono piene di stranezze e incongruenze, tanto che il finale aperto ed enigmatico non sorprende il lettore: l'istituto verrà chiuso perché non è rimasto più nessuno ad eccezione del protagonista e di Herr Benjamenta, che decidono quindi di partire insieme, di recarsi nel deserto, in una landa incolta che potrebbe rappresentare la follia. Tale scelta pare l'unica soluzione possibile per Jakob, la cui personalità è stata via via svilta dai rigidi precetti della scuola – già dall'inizio il ragazzo sente di essere destinato a diventare una nullità e alla fine accetta definitivamente il suo destino.

Le prime pagine proposte rivelano l'inattendibilità dell'io narrante: Jakob si contraddice spesso e volentieri, passa in maniera sconclusionata da un argomento all'altro, introduce motivi che paiono importanti ma vengono abbandonati poco più tardi e interrompe sovente la cronologia del racconto. A livello tematico si incontra l'idea del servire, dell'essere servitore, spia della crescente alienazione del protagonista che non riesce a ribellarsi alle condizioni di vita del convitto. Il secondo estratto contiene invece i paragrafi di chiusura del romanzo.

Jemandem, den man nicht kennt und der einen gar nichts angeht, einen Dienst erweisen, das ist reizend, das läßt in göttlich nebelhafte Paradiese blicken. Und dann: im Grunde genommen gehen einen alle oder wenigstens fast alle Menschen etwas an. Die da an mir vorübergehen, die gehen mich irgend etwas an, das steht fest. Übrigens ist das schließlich Privatsache. Ich gehe da so, die Sonne scheint, da sehe ich plötzlich ein Hündchen zu meinen Füßen winseln. Sogleich bemerke ich, daß sich das Luxustierchen mit den kleinen Beinen im Maulkorb verwickelt hat. Es kann nicht mehr laufen. Da bücke ich mich, und dem großen, großen Unglück ist abgeholfen. Nun kommt die Herrin des Hundes heranmarschiert. Sie sieht, was los ist und dankt mir. Flüchtig ziehe ich meinen Hut vor der Dame und gehe meiner Wege. Ach, die da hinten denkt jetzt, daß es noch artige junge Menschen in der Welt gibt. Gut, dann habe ich den jungen Menschen im allgemeinen einen Dienst erwiesen. Und wie diese übrigens ganz unhübsche Frau gelächelt hat. »Danke, mein Herr.« Ah, zum Herrn hat sie mich gemacht. Ja, wenn man sich zu benehmen weiß, ist man ein Herr. Und wem man dankt, vor dem hat man Achtung. Wer lächelt, ist hübsch. Alle Frauen verdienen Artigkeiten. Jede Frau hat etwas Feines. Ich habe schon Wäscherinnen wie Königinnen sich bewegen sehen. Das alles ist komisch, o so komisch. Aber wie die Sonne geblitzt hat, und wie ich dann

so davongelaufen bin! – Nämlich ins Warenhaus. Ich lasse mich dort photographieren, Herr Benjamenta will eine Photographie von mir haben. Und dann muß ich einen kurz abzufassenden, wahrheitsgetreuen Lebenslauf schreiben. Dazu gehört Papier. Nun, dann habe ich noch das Vergnügen, extra in einen Papierladen zu treten.

Kamerad Schilinski ist von polnischer Herkunft. Er spricht ein hübsches, gebrochenes Deutsch. Alles Fremdartige klingt nobel, ich weiß nicht, warum. Schilinskis größter Stolz besteht in einer elektrisch entzündbaren Krawattennadel, die er sich zu verschaffen gewußt hat. Auch zündet er gern, d. h. mit der größten Vorliebe, Wachsstreichhölzchen an. Seine Schuhe sind immer glänzend geputzt. Merkwürdig oft sieht man ihn seinen Anzug reinigen, seine Stiefel wichsen und seine Mütze bürsten. Er schaut sich gern in einem billigen Taschenspiegel an. Taschenspiegel besitzen wir Schüler übrigens alle, obschon wir eigentlich gar nicht wissen, was Eitelkeit alles bedeutet. Schilinski ist schlank von Figur und hat ein sehr hübsches Gesicht und Lockenhaar, das er nicht oft genug während des Tages kämmen und pflegen kann. Er sagt, er will zu einem Pferdchen. Ein Pferd zu striegeln und zu putzen und dann auszufahren, das ist sein Lieblingstraum. Recht karg steht es mit seinen Geistesgaben. Er besitzt absolut keinen Scharfsinn, und von Feinsinn oder dergleichen darf man bei ihm nicht reden. Und doch ist er durchaus nicht dumm, beschränkt vielleicht, aber ich nehme dieses Wort nicht gern in den Mund, wenn ich an meine Schulkameraden denke. Daß ich der Gescheiteste unter ihnen bin, das ist vielleicht gar nicht einmal so sehr erfreulich. Was nützen einem Menschen Gedanken und Einfälle, wenn er, wie ich, das Gefühl hat, er wisse nichts damit anzustellen? Nun also. Nein, nein, ich will hell zu sehen versuchen, aber ich mag nicht hochmüteln, mich nie und nimmer über meine Umgebung erhaben fühlen. Schilinski wird Glück im Leben haben. Die Frauen werden ihn bevorzugen, so sieht er aus, ganz wie der zukünftige Liebling der Frauen. Er hat einen an etwas Edles erinnernden bräunlichen, übrigens hellen Teint an Gesicht und Händen, und die Augen sind rehhaft schüchtern. Es sind reizende Augen. Er könnte mit seinem ganzen Wesen ein junger Landedelmann sein. Sein Benehmen mahnt an ein Landgut, wo städtisches und bäurisches, feines und grobes Wesen in anmutige kräftige menschliche Bildung zusammenfließen. Er geht besonders gern müßig und schlendert gern in den belebtesten Straßen herum, wobei ich ihm manchmal Gesellschaft leiste, zum Entsetzen von Kraus, der den Müßiggang haßt, verfolgt und verachtet. »Seid ihr beide schon wieder auf dem Vergnügen gewesen? He?«, so empfängt uns Kraus, wenn wir heimkommen. Von Kraus werde ich sehr viel reden müssen. Er ist der Redlichste und Tüchtigste unter uns Zöglingen, und Tüchtigkeit und Ehrlichkeit sind ja so unerschöpfliche und unermeßliche Gebiete. Nichts kann mich so tief aufregen wie der Anblick und der Geruch des Guten und Rechtschaffenen. Etwas Gemeines und Böses ist bald ausempfunden, aber aus etwas Bravem und Edlem klug zu werden, das ist so schwer und doch zugleich so reizvoll. Nein, die Laster interessieren mich viel, viel weniger wie die Tugenden. Nun werde ich Kraus schildern müssen, und davor ist mir direkt bange. Zimperlichkeiten? Seit wann? Ich will's nicht hoffen.

Ich gehe jetzt jeden Tag ins Warenhaus, fragen, ob meine Photographien noch nicht bald fertig seien. Ich kann jedesmal mit dem Aufzug ins oberste Stockwerk hinauffahren. Ich finde das leider nett, und das paßt zu meinen vielen übrigen Gedankenlosigkeiten. Wenn ich Lift fahre, komme ich mir so recht wie das Kind meiner Zeit vor. Ob das andern Menschen auch so geht? Den Lebenslauf habe ich immer noch nicht geschrieben. Es geniert mich ein wenig, über meine Vergangenheit die schlichte Wahrheit zu sagen. Kraus schaut mich von Tag zu

Tag vorwurfsvoller an. Das paßt mir sehr. Liebe Menschen sehe ich gern ein wenig wütend. Nichts ist mir angenehmer, als Menschen, die ich in mein Herz geschlossen habe, ein ganz falsches Bild von mir zu geben. Das ist vielleicht ungerecht, aber es ist kühn, also ziemt es sich. Übrigens geht das bei mir ein wenig ins Krankhafte. So z. B. stelle ich es mir als unsagbar schön vor, zu sterben, im furchtbaren Bewußtsein, das Liebste, was ich auf der Welt habe, gekränkt und mit schlechten Meinungen über mich erfüllt zu haben. Das wird niemand verstehen, oder nur der, der im Trotz Schönheitsschauer empfinden kann. Elendiglich umkommen, um einer Flegelei, einer Dummheit willen. Ist das erstrebenswert? Nein, gewiß nicht. Aber das alles sind ja Dummheiten gröbster Sorte. Es fällt mir hier etwas ein, und ich sehe mich, aus, ich weiß nicht welchen, Ursachen, genötigt, es zu sagen. Ich besaß vor einer Woche oder mehr Tagen an Geld noch zehn Mark. Nun, jetzt sind diese zehn Mark verfliegen. Eines Tages trat ich in ein Restaurant mit Damenbedienung. Ganz unwiderstehlich zog es mich hinein. Ein Mädchen sprang mir entgegen und nötigte mich, auf einem Ruhebett Platz zu nehmen. Halb wußte ich Bescheid, wie das ungefähr endigen konnte. Ich wehrte mich, aber ganz und gar ohne Nachdruck. Es war mir alles gleichgültig, und doch wieder nicht. Es bereitete mir ein Vergnügen ohnegleichen, dem Mädchen gegenüber den feinen, obenherabschauenden Herrn zu spielen. Wir befanden uns ganz allein, und nun trieben wir die nettesten Dummheiten. Wir tranken. Immer lief sie ans Büffet, um neue Getränke zu holen. Sie zeigte mir ihr reizendes Strumpfband, und ich liebte es mit den Lippen. Ah, ist man dumm. Immer stand sie wieder auf und holte Neues zum trinken. Und so rasch. Sie wollte eben sehr schnell bei dem dummen Jungen ein hübsches Sümmchen Geld verdienen. Ich sah das vollkommen ein, aber gerade das gefiel mir, daß sie mich für dumm ansah. Solch eine sonderbare Verdorbenheit: sich heimlich zu freuen, bemerken zu dürfen, daß man ein wenig bestohlen wird. Aber wie bezaubernd kam mir alles vor. Rings um mich starb alles in flötender, kosender Musik. Das Mädchen war Polin, schlank und geschmeidig und so entzückend sündhaft. Ich dachte: »Weg sind meine zehn Mark.« Nun küßte ich sie. Sie sagte: »Sag', was bist du? Du benimmst dich wie ein Edelmann.« Ich konnte gar nicht genug den Duft, der von ihr ausströmte, einatmen. Sie bemerkte das und fand das fein. Und in der Tat: Was ist man für ein Halunke, wenn man, ohne Liebe und Schönheit zu empfinden, an Orte hingeht, wo nur das Entzücken entschuldigt, was die Liederlichkeit unternommen hat? Ich log ihr vor, daß ich Stallbursche sei. Sie sagte: »O nein, dafür benimmst du dich viel zu schön. Sag' mir guten Tag.« Und da tat ich ihr das, was man an solchen Orten guten Tag sagen nennt, d. h. sie setzte es mir lachend und scherzend und mich küssend auseinander, und da tat ich es. Eine Minute später befand ich mich auf der abendlichen Straße, ausgebrannt bis auf den letzten Pfennig. Wie kommt mir das jetzt vor? Ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich: ich muß wieder zu einigem wenigem Geld kommen. Aber wie mache ich das?

[...] Ah, er zuckte zusammen. Er erschrak. Wie mußte ich innerlich kichern. Teufeleien sind doch das Netteste am Leben. Herr Benjamenta sagte traurig: »Du hast recht. Es ziemt sich, dir auf Grund deines Abgangszeugnisses eine Stelle zu verschaffen. Gewiß, du hast vollkommen recht. Nur dachte ich, nur – dachte ich – –, du machtest eine Ausnahme.« – Ich rief wie in zündender Entrüstung: »Ausnahme? Ich mache keine Ausnahmen. Niemals. Das schickt sich

nicht für den Sohn eines Großrates. Meine Bescheidenheit, meine Geburt, alles, was ich empfinde, verbietet mir, mehr zu wollen, als was meine Schulgenossen bekommen haben.« – Von da an sprach ich kein Wort mehr. Mir gefiel es, Herrn Benjamenta einer sichtbaren, für mich schmeichelhaften Unruhe zu überlassen. Den Rest der Nacht verbrachten wir schweigend.

Aber während ich so saß und wachte, überfiel mich doch der Schlaf. Zwar nicht lang, eine halbe Stunde, oder vielleicht noch etwas länger, war ich der Wirklichkeit entrückt. Mir träumte (der Traum schoß von der Höhe, ich erinnere mich, gewaltsam, mich mit Strahlen überwerfend, auf mich nieder), ich befände mich auf einer Bergmatte. Sie war ganz dunkel-samtgrün. Und sie war mit Blumen wie mit blumenhalt gebildeten und geformten Küssen bestickt und besetzt. Bald erschienen mir die Küsse wie Sterne, bald wieder wie Blumen. Es war Natur und doch keine, Bildnis und Körper zugleich. Ein wunderbar schönes Mädchen lag auf der Matte. Ich wollte mir einreden, es sei die Lehrerin, doch sagte ich mir rasch: »Nein, das kann es nicht. Wir haben keine Lehrerin mehr.« Nun, dann war es halt jemand anderes, und ich sah förmlich, wie ich mich tröstete, und ich hörte den Trost. Es sagte deutlich: »Ah bah, laß das Deuten.« – Das Mädchen war schwellend und glänzend nackt. An dem einen der schönen Beine hing ein Band, das im Wind, der das Ganze liebkostete, leise flatterte. Mir schien, als wehe, als flattere der ganze spiegelblanke süße Traum. Wie war ich glücklich. Ganz flüchtig dachte ich an »diesen Menschen«. Natürlich war es Herr Vorsteher, an den ich so dachte. Plötzlich sah ich ihn, er war hoch zu Roß und war bekleidet mit einer schimmernd schwarzen, edlen, ernsten Rüstung. Das lange Schwert hing an seiner Seite herunter, und das Pferd wieherte kampflustig. »Ei, sieh da! Der Vorsteher zu Pferd!«, dachte ich, und ich schrie, so laut ich konnte, daß es in den Schluchten und Klüften ringsum widerhallte: »Ich bin zu einem Entschluß gekommen.« – Doch er hörte mich nicht. Qualvoll schrie ich: »Heda, Herr Vorsteher, hören Sie.« Nein, er wandte mir den Rücken. Sein Blick war in die Ferne, ins Leben hinab- und hinausgerichtet. Und nicht einmal den Kopf bog er nach mir. Mir scheinbar zuliebe rollte jetzt der Traum, als wenn er ein Wagen gewesen wäre, Stück um Stück weiter, und da befanden wir uns, ich und »dieser Mensch«, natürlich niemand anders als Herr Benjamenta, mitten in der Wüste. Wir wanderten und trieben mit den Wüstenbewohnern Handel, und wir waren ganz eigentümlich belebt von einer kühlen, ich möchte sagen, großartigen Zufriedenheit. Es sah so aus, als wenn wir beide dem, was man europäische Kultur nennt, für immer, oder wenigstens für sehr, sehr lange Zeit entschwunden gewesen seien. »Aha!«, dachte ich unwillkürlich, und wie mir schien, ziemlich dumm: »Das war es also, das!« – Aber was es war, was ich da dachte, konnte ich nicht enträtseln. Wir wanderten weiter. Da erschien ein Haufe von uns feindlich gesinnten Menschen, wir aber zerstreuten ihn, ohne daß ich eigentlich sah, wie das zuing. Die Erdgegenden schossen mit den Wandertagen blitzartig vorüber. Ich empfand die Erfahrung von ganzen vorüberwinkenden, langen, schwer zu ertragen gewesenen Jahrzehnten. Wie war doch das eigentümlich. Die einzelnen Wochen sahen sich an wie kleine, glitzernde Steinchen. Es war lächerlich und herrlich zugleich. »Der Kultur entrücken, Jakob. Weißt du, das ist famos!«, sagte von Zeit zu Zeit der Vorsteher, der wie ein Araber aussah. Wir ritten auf Kamelen. Und die Sitten, die wir sahen, entzückten uns. Es war etwas Unverständlich-Mildes und Zartes in den Bewegungen der Länder. Ja, mir war es, als marschierten, nein eher, als flögen die Länder. Das Meer zog sich majestätisch dahin wie eine große blaue nasse Welt von Gedanken. Bald hörte ich Vögel schwirren, bald Tiere brüllen, bald Bäume über mir rauschen. »Also bist du nun doch mitgekommen. Ich wußte es ja!«, sagte Herr Benjamenta, den die Indier zum Fürsten erhoben hatten. Wie toll! So grauen-

haft überspannt es ist: Tatsache war, daß wir in Indien Revolution machten. Und scheinbar glückte uns der Streich. Es war so köstlich zu leben, das fühlte ich in allen Gliedern. Das Leben prangte vor unsern weitausschauenden Blicken wie ein Baum mit Zweigen und Ästen. Und wie stunden wir fest. Und durch Gefahren und Erkenntnisse wateten wir wie in eiskaltem, aber unserer Hitze wohltuendem Flußwasser. Ich war immer der Knappe, und der Vorsteher war der Ritter. »Schon gut,« dachte ich mit einmal. Und wie ich das dachte, erwachte ich und schaute mich im Wohnzimmer um. Herr Benjamenta war ebenfalls eingeschlafen. Ich weckte ihn, indem ich ihm sagte: »Wie können Sie einschlafen, Herr Vorsteher. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich mich entschlossen habe, mit Ihnen zu gehen, wohin Sie wollen.« – Wir gaben einander die Hand, und das bedeutete viel.

Ich packe. Ja, wir beide, der Vorsteher und ich, wir sind mit Packen, mit richtigem Zusammenpacken, Abbrechen, Aufräumen, Auseinanderzerren, Schieben und Rücken beschäftigt. Wir werden reisen. Schon gut. Mir paßt dieser Mensch, und ich frage mich nicht mehr, warum. Ich fühle, daß das Leben Wallungen verlangt, nicht Überlegungen. Meinem Bruder werde ich heute Adieu sagen. Ich werde hier nichts hinterlassen. Mich bindet nichts, verpflichtet nichts, zu sagen: »Wie wär's, wenn ich – –« Nein, es gibt nichts mehr zu wären und zu wenen. Fräulein Benjamenta liegt unter der Erde. Die Eleven, meine Kameraden, sind zerstoßen in allerlei Ämtern. Und wenn ich zerschelle und verderbe, was bricht und verdirbt dann? Eine Null. Ich einzelner Mensch bin nur eine Null. Aber weg jetzt mit der Feder. Weg jetzt mit dem Gedankenleben. Ich gehe mit Herrn Benjamenta in die Wüste. Will doch sehen, ob es sich in der Wildnis nicht auch leben, atmen, sein, aufrichtig Gutes wollen und tun und nachts schlafen und träumen läßt. Ach was. Jetzt will ich an gar nichts mehr denken. Auch an Gott nicht? Nein! Gott wird mit mir sein. Was brauche ich da an ihn zu denken? Gott geht mit den Gedankenlosen. Nun denn adieu, Institut Benjamenta.